

Reinhard Kahl

Die Lust auf Zukunft kommt zurück

Warum Deutschland seine Kinder vermisst

Deutschland vermisst seine Kinder. Lauter letzte Menschen in einem Land ohne Zukunft? So spricht die katastrophenerliebte, die panische Stimme. Ein Ton, der den Deutschen liegt.

Zuerst fehlten die Kinder in den Statistiken der Demografen. Heute ziehen 1.000 Frauen in Deutschland 670 Töchter groß. Ihnen folgen 450 Enkelinnen. Und die bringen noch 300 Urenkelinnen zur Welt. Der Diagnose der Bevölkerungswissenschaftler folgt der Alarm der Rentenpolitiker. Dritter im Bunde ist die Wirtschaft, die im Mangel an »Humankapital« eine Wachstumsbremse sieht.

Fehlen da nicht noch andere Stimmen? Sie drohen, wenn es so weiterginge, müssten bald Schulen, Schwimmbäder, Fabriken und, wer weiß, irgendwann auch die Konten der Rentner geschlossen werden. Zuletzt verringerten sich die Geburten um weitere 4,2 Prozent, stärker noch als in den Vorjahren. Und die Apokalyptiker nutzen ihre Stunde. »Ab in die Wälder – Wölfe treten an die Stelle der Menschen«, schrieb der SPIEGEL über die demnächst entvölkerten Regionen. Tatsächlich gelten Teile von Mecklenburg-Vorpommern nach den Normen der EU-Statistik bereits als unbewohnt. Dasselbe Nachrichtenmagazin überschrieb eine Titelgeschichte über Einzelkinder in Restfamilien »Unter Wölfen«. Tatsächlich werden Kinder überall zur Minderheit. In allen Regionen. In den meisten Familien. In der Öffentlichkeit.

Doch etwas kommt in diesem Sorgendiskurs einfach nicht vor. Die Kinder. Man stelle sich vor, all die demografischen, renten- und arbeitsmarktpolitischen Probleme wären durch einen politischen Zauber gelöst. Wir bekämen Zuwanderung von tatendurstigen Eliten aus der Dritten Welt, dazu eine wunderbare

Geldvermehrung in den Rentenkassen und auch noch intelligente Roboter. Mangel an späteren Arbeitskräften, an Steuer- und Rentenzahlern wäre also nicht zu beklagen. Nur der Mangel an Kindern. Wem würden sie dann noch fehlen? Damit nähern wir uns dem Problem. Den meisten fehlen gar nicht die Kinder, ihnen fehlt einfach die Lust auf sie.

Aber in einer Welt, in der Kinder selten und seltener werden, fühlen sich auch Erwachsene ohne Kinder und Kinderwunsch langsam verloren. Ihre Lebenswelt wird alt. Der menschlichen Sterblichkeit fehlt das Gegengewicht, das Hannah Arendt »Natalität« oder auch »Gebürtlichkeit« nannte. Kinder sind eben nicht nur der Nachwuchs für die Subsysteme der Gesellschaft. Um diese am Laufen zu halten, will niemand ein Kind, selbst wenn hohe Prämien ausgesetzt würden.

Nochmals: Warum werden die Kinder selbst so wenig vermisst? Ohne weitere Gründe außer dem einen, dass wir sie mögen, ja sogar lieben? Wer singt für sie das Lied: »Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst?« Ohne Kinderwunsch bleibt alles Alarmieren und Drohen unfruchtbar, ja es erweist sich als Teil des beklagten Problems.

Der unfertige Mensch

Gäbe es nur das demografische Unglück, es sähe wirklich finster aus. Aber da ist noch eine andere Seite. Immer mehr Menschen erschrecken darüber, dass sie gar keine Kinder mehr kennen. Manche vornehme Wohnstraße ist kinderfrei. Viele Menschen wollen vor der ungestümen Energie und dem unersättlichen Fragen der Kinder verschont bleiben. Gerade sie bräuchten Kinder, um ins Leben hineingezogen zu wer-

den. Kinder unterbrechen die Routine, sie sind die genialen Unterbrecher und Neuanfänger. Genau dieses Unterbrechen und Neuanfangen fehlt der Gesellschaft insgesamt. Wo ist Unruhe im Uhrwerk? Unterbrechen und Neuanfangen ist ebenso wichtig wie das Weitermachen, dessen Gefährdung so häufig beschrieben wird.

Kinder sind Zukunft in doppeltem Sinne. Nicht nur eine Zukunft, die brav in die Fußstapfen der Vergangenheit tritt und über die man genaue Aussagen machen kann, Prognosen exakt bis hinter das Komma. Kinder sind noch eine ganz andere Zukunft. Eine, die wir nicht kennen. Dieser Möglichkeitssinn für eine offene Zukunft ist in Deutschland schwach ausgebildet. So schwach wie der neugierige und erwartungsvolle Blick auf Kinder.

Wenn das Verhältnis zu Kindern so eng mit dem Verhältnis zur Zukunft verflochten ist, dann stellt eine neue Aufmerksamkeit für Kinder, auch wenn sie mit dem Schock über den Kindermangel beginnt, eine enorme Chance dar. Zur demografischen Erregung kommt noch etwas anders: die Entdeckung der frühen Jahre als Bildungszeit. Es geht dabei nicht nur darum, dass alle gut qualifiziert sein sollen. Das wäre der Mindesteinsatz, der allerdings in Deutschland, wie die PISA-Studien gezeigt haben, einem Viertel der nachwachsenden Generation vorenthalten wird. Bildung ist das Versprechen, dass die verschiedenen Individuen ihr Eigenes und Besonderes ins Spiel bringen und mit ihren Talenten wuchern können.

Wie also bekommt das Neue eine Chance? Die japanische Tradition könnte uns auf die Sprünge helfen. Sie hat gar keinen Begriff, der unserer Konstruktion von Zukunft entspricht. Zukunft ist dort etwas, das sich in Lücken einnistet, die man in der Gegenwart für das Unerwartete offen lässt. Das Neue ist ein scheues Geschöpf. Es kommt auf Umwegen. Auf geraden und eingefahrenen Wegen spaziert nur die Vergangenheit einher. Die Zukunft ist ein Kind

des Hungers und der Vorfreude auf etwas, das sein könnte. In wacher Gegenwart kommt ein Sog auf, der Zukunft schafft. Sie bleibt aus, wenn sie nicht eingeladen wird. Sie braucht Entwicklungsräume, Inkubatoren, gut klimatisierte Treibhäuser.

Was in der japanischen Tradition die Lücke ist, ist in der abendländischen die Idee der Unvollkommenheit. Da wird es brenzlich. Sieht man sie als Mangel, als Erbsünde gar und sucht sein Heil in Perfektion und Fehlerverleugnung? Oder wird Unvollkommenheit als notwendige Bedingung entwicklungsfähiger Wesen gesehen? Weil Menschen unfertig sind, sind sie nicht festgelegt. Weil sie auf unterschiedliche Weise unvollkommen sind, mussten sie in ihrer Evolution etwas Gemeinsames schaffen: Sprache, Kultur, Kooperation und Tradition. Sie sind kein Teil der Naturgeschichte mehr.

Das alles verdankt sich einem besonderen Handicap der Gattung: der Mensch wird zu früh geboren (»Neotenie« lautet der Fachbegriff). Eigentlich bräuchte er 21 Monate intra-uteriner Reifungszeit. Zeit lebens behält dieses merkwürdige, mit Instinkten schlecht ausgestattete, wenig festgelegte Tier etwas von seiner Jugend. Dazu gehören die andauernde Fähigkeit zu lernen und die schier endlose Lust am Spiel. Dass diese Unreife ein ambivalentes Merkmal ist, muss man nicht eigens betonen. Kein Wesen kann so misslingen wie der Mensch.

Es sieht nun so aus, als würden der biologischen Neotenie, die Kultur überhaupt erst ermöglicht hat, Schübe einer kulturellen Neotenie folgen. Zu beobachten ist ein regelrechter Verjüngungsschub bei Erwachsenen. Offenbar leistet sich die Kultur den Luxus, die Reifezeit noch weiter zu dehnen. Spätestens hier kommt die Frage auf, ob die Tatsache, dass heute überwiegend »Wunsch Kinder« zur Welt kommen, nicht zu dieser neuen Konstellation verlängerter Reifezeit gehört? Eine Bedingung, aus der unweigerlich folgt,

dass die Geburtenrate sinkt. Dass sie nicht notwendiger Weise so stark sinken muss, wie derzeit in Deutschland, beweisen die skandinavischen Länder. Jedenfalls verliert auch das Kinderkriegen seine alte Naturwüchsigkeit. Geburten sind auch eine Antwort darauf, ob potenzielle Eltern glauben, den erhöhten Anspruch auf Reifung bzw. Bildung erfüllen zu können.

Der amerikanische Kulturwissenschaftler Robert P. Harrison sieht bereits den Ursprung Europas in einer »neotenen Revolution« vor 2.500 Jahren. Mit Sokrates habe sich der Lernende, der ständig fragt und nur weiß, dass er nichts weiß, gegen die überlieferte Weisheit, die zum Teil auf ungeprüfter Gewohnheit beruht, aufzulehnen begonnen. Diese sokratische Position von Frage und Kritik nennt Harrison »Intelligenz«. Platon, so Harrison, habe diese Intelligenz des Nichtwissens wieder mit den Antworten der Weisheit versöhnt. Auch Christus sei ein neotener Rebell: »Werdet wie die Kinder!« Auch das Christentum habe dann in das Neue Testament das Alte wieder eingemeindet. Stehen heute die Impulse von Sokrates und Christus wieder auf der Tagesordnung? Befinden wir uns in einer zweiten neotenen Revolution?

Die Kompetenz der Kinder

Das Selbstbild der Menschen verändert sich. »Das Alter ist die radikalste Form der Unfertigkeit«, schrieb der kürzlich verstorbene Altersforscher Paul Baltes. Ist es ein Zufall, dass die Neuentdeckung des Alters und der Kinder unter diesem neuen Vorzeichen des Unfertigen steht? Nun dämmert es uns in vielen Zusammenhän-

gen, was der englische Schriftsteller T.S. Eliot schon wusste: »Perfektion bekommt keine Kinder.« Sie ist steril.

Blicken wir für einen Moment genauer auf die Unfertigkeit der Kinder, aus der sich ihre besondere Lern- und Entwicklungsfähigkeit ergibt. Unmittelbar nach der Geburt beginnen Säuglinge, die Mimik der Erwachsenen zu imitieren. Sie können bereits verschiedene Sprachen unterscheiden. Sie sind klug. Nicht nur das Rausstrecken der Zunge, das sie bald nachahmen, verbindet sie mit Albert Einstein. Noch vor einer Generation wären Wissenschaftler ausgelacht worden, wenn sie Babys als kleine Wissenschaftler, als »Forscher in Windeln« oder als »kompetente Säuglinge« beschrieben hätten, die durch Ausprobieren, Verwerfen und Imitieren ihre ganz besonderen Forschungsprogramme durchführen.

Die Beobachtungen und Theorien der wissenschaftlichen »Babywatcher« wälzen manche Theorie um und vervollständigen unser Wissen. Mit ihrem veränderten Blick auf die Kinder tragen sie eine andere Ethik in die Gesellschaft hinein: Respekt

vor den Leistungen und dem Eigensinn der Kinder. Bewunderung für das Geniale dieses Lernens, das bisher gar nicht als Lernen, sondern eher als ein Aspekt des natürlichen Wachstums angesehen wurde.

Während die Bevölkerungswissenschaftler dem Land eine demografische Implosion voraussagen und diese Botschaft auf der empfangsbereiten Frequenz für gefühlte Katastrophen senden – obwohl auf diesem Sender noch vor wenigen Jahren Prognosen über ruinöse Bevölkerungsexplosionen liefen –, hat die Gesellschaft eine entscheidende Lektion vielleicht noch vor sich: die Wiederentdeckung der Kinder und damit das Wiedergewinnen der Passion für den Anfang, die Neugier, das Spiel, für eine aktive und optimistische Position.

Vielleicht steckt in den Bildern, die eine Kultur von Kindern hat, viel mehr von ihrem Selbstbild, als ein Angehöriger dieser Kultur selbst wissen kann. Die Chancen stehen jedenfalls nicht schlecht, dass uns die Kinder, wenn wir sie neu entdecken, eines Besseren über uns selbst belehren und die Gesellschaft enorm bereichern werden. Albert Einstein antwortete auf die Frage, wie er sich seine Entdeckungen erkläre, »weil ich immer das ewige Kind geblieben bin«.



Reinhard Kahl (*1948)
ist Journalist, sowie Autor,
Regisseur und Produzent von
Fernseh- und Videoproduktionen.
mail@reinhardkahl.de

Ulrich Baron

Onkel Hitler

Neues in Wort und Bild

Über Führermangel kann man sich derzeit nicht beklagen. Nach den Filmen *Der Untergang* mit Bruno Ganz und Dani Levys *Mein Führer* mit Helge Schneider, nach Normans Mailers im Januar erschienenen Roman *The Castle in the Forest* setzt auch der unermüdliche Guido Knopp seine Reihe von Hitler-Serien im ZDF fort.

Das Begleitbuch *Hitlers nützliche Idole* präsentiert neben den Bühnen- und Filmstars Heinz Rühmann, Hans Albers, Heinrich George, Marika Rökk und Leni Riefenstahl auch den Boxer Max Schmeling. Sensationelle neue Hintergrundinformationen darf man zwar nicht erwarten, doch in der Zusammenstellung wird ein Muster gegenseitiger Abhängigkeiten deutlich. Das ist erhellender als die in Hinblick auf Levys Film wieder einmal

reflexhaft gestellte Frage, ob man über Hitler lachen dürfe. Doch würde man sich manchmal wünschen, dass Knopps Mitarbeiter ihre kritische Darstellung noch stärker pointiert hätten.

Unter Hitler durfte und sollte durchaus gelacht werden, aber natürlich nicht über den »Führer«, vielmehr nach dessen Regie. Hitlers Parodierbarkeit hat ihm nicht geschadet, eher seinen unaufhaltsamen Aufstieg ermöglicht. Physiognomie, Intonation und Gestik machten ihn im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit zum oft kopierten, wenn auch nie erreichten politischen Markenartikel. Seit den frühen 20er Jahren wurde er durch Postkarten und die später fast omnipräsenten »Führerbilder« verbreitet. Doch um das Volk bei Laune zu halten, servierte der oberste Einpeitscher auch Zuckerbrot.